

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Sängerkrieg in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1882

XVI. In Meran

XVI.

In Meran.

Diesmal lebte und wohnte ich in Meran bei dem alten Fräulein Ferraris an den Wasserlauben mit Dr. Gustav Kolb zusammen, führte ihn spazieren nach Mais, nach Algund, saß bei Tisch an seiner Seite und pflog dabei mit ihm und andern viele heitere Gespräche. Er war, wie jeder, der ihn kannte, recht gut weiß, ein ganz schwäbischer, aber sehr liebenswürdiger Mensch, gieng, obwohl ihm Diplomaten und Staatsmänner immerdar sehr stark hofirten, doch am liebsten mit seines Gleichen um und zeigte sich auch gegen diese ungemein anspruchslos und bescheiden. Uebrigens war er ziemlich schweigsamer Natur, wußte aber, wenn er einmal in den Schuß kam, aus seinem Journalisten-Leben lange Reihen drolliger und merkwürdiger Geschichten zu erzählen, wie sonst keiner. Noch höher als seines Gleichen schätzte er aber schöne und geistreiche Damen. Er pflog mit diesen eine sehr einfache Art des Umgangs, er ließ sie nämlich plaudern und hörte schweigend zu.

Nicht selten besprachen wir damals auch die tirolischen „Wirren,“ oder wie sie Beda nannte, „die literarischen Trübsale,“ und in diesem Betreffe gab es wieder allerlei zu reden.

Die früher erwähnte Schilderung der Moserschen Krippe war nämlich allenthalben sehr freundlich begrüßt worden, hatte da und dort viele Heiterkeit erregt, aber

auch verschiedene Commentare veranlaßt, da man bald zu wittern glaubte, der Verfasser habe da allerlei hinein-
geheimnißt, was nur durch geistreiche Auslegung heraus-
zubringen sei, während jener ganz überrascht war, daß
man in seiner Humoreske so tief sinnige Räthsel vermuthen
mochte. So traten denn in der That bald da und dort
spitzfindige Exegeten auf, welche mit schlaudem Lächeln
behaupteten, „der konservative Herodes“ sei eigentlich der
Herr Josef von Giovanelli; „die halbmaskirten Con-
tessen aus Judäa“ seien die Gräfinnen K. K., „die
mohrische Ritterschast“ die Jesuiten, „die Läufer aus
Madian und Epha“ der Postdirektor von Meran und der
Expeditör von Eppan u. s. w.

Nur Einer war in ganz Tirol, den der Artikel, der
ihn doch gar nichts anging, in eine unbegreifliche Auf-
regung versetzte, und dieser war Beda Weber, der gemüth-
liche Mystiker.

Beda Weber war nämlich, wie wir früher gesehen,
auf literarischem Felde gar zu eifersüchtig. Er konnte
es nicht ertragen, wenn in oder außer Tirol über das
Ländchen etwas ans Licht trat, was freundliche Aufnahme
und einigen Beifall fand. Als er noch Hausfreund zu
Paiersberg war, gestand er diese Schwäche nicht unger-
n ein, berief sich aber auf das klassische *figulus figulam*
odit, welches er im „Nachtrag“ sogar griechisch citirt, und
meinte, gegen literarische Nebenbuhler sei, so zu sagen,
Alles erlaubt. — Wer die Jahrgänge des Tirolerboten
aus seiner Zeit durchgeht, wird allenthalben seine Spuren

finden. Er recensirte als anonymes Bolterer Deutsche, Franzosen, Engländer, Alle, die eben über Tirol geschrieben hatten, und schlug sie Alle nach einander todt. Es war eine ununterbrochene Mezelei mit dem ewigen Ritornell, daß Tirol und die Tiroler Niemand verstehen und daher auch Niemand über sie schreiben könne. Vielleicht hatten seine eigenen Gedichte nur den Zweck, diese Behauptung zu unterstützen. Einmal, erinnere ich mich, erschienen in einem Jahre zwei Anzeigen, die sich seltsam widersprachen. In der ersten wurde ein Engländer behandelt, welcher gemeint hatte, die Tiroler schienen ihm fast noch bedeutender als ihre Berge, und sich dafür sagen lassen mußte, seine Meinung sei ganz lächerlich, denn jene unvergänglichen Denkmäler, die sich der Schöpfer selbst gesetzt, seien doch viel erhabener, als die vergänglichen Männlein und Weiblein, die darauf herumtrappeln — wogegen etwas später der Franzose, der da behauptet hatte, die Berge in Tirol schienen ihm viel bedeutender als die Menschen, den Bescheid erhielt, seine Phrasen seien ganz kindisch, denn eine einzige, durch den Kreuzestod erlöste unsterbliche Seele sei doch viel mehr werth, als alle Föcher und Stetscher miteinander.

Alle „literarischen Trübsale“ des Jahres 1844 rührten auch augenscheinlich nur daher, daß Dr. Streiter sich dem eifersüchtigen Mystiker gleichgestellt, daß Albert Jäger einen hochgepriesenen Vortrag gehalten und daß Dr. Steub mit einigem Beifall über Bregenzer Wald, Mosersche Krippe und tirolische Sprachgrenzen geschrieben hatte.

Es liegt überhaupt in den Tiroler Autoren ein literarischer Ehrgeiz, der für ihr Ländchen fast zu groß ist. Während wir gutmüthigen Altbaiern, Franz von Kobell, Hermann von Schmid, M. Schleich, F. Trautmann, Carl Fernau, Eduard Fentsch und wie wir alle heißen und hießen, immer ohne Harm und Neid zusammenleben und leben, gibts bei den Tirolern immer wieder Stänkereien um den poetischen Primat. Die Streber in Innsbruck denken wohl nicht daran, wie weit und breit unser Deutschland ist, wie viele Jahre trotz der Eisenbahnen vorübergehen, bis ein großer Name von der Eiß bis an den Pregel oder die Königsau dringt, und wie wenig Weltweisheit dahinter steckt, sich als literarischer Vorkömmler auf einem so kleinen Spielplatz Nerger und Verdruß zu machen.

Während nun Beda Weber mit einer Hand in Klausen und Brigen, wie ein Osterhase seine Eier, die feinsten Grüßchen für mich austreute und hinterlegte, schrieb er mit der anderen eine Besprechung des Krippenartikels, die am 5. September in der Augsburger Postzeitung erschien und wohl das Kosteste ist, was je ein christlicher Mystiker von sich gegeben hat.

Dieser Artikel ist der wichtigsten einer und wir müssen ihn daher näher heranziehen, als die andern, die wir bisher besprochen. Damit er aber leichter zu verstehen, ist es leider nöthig, aus meiner Schilderung auszugswiese jene Stellen mitzutheilen, welche hauptsächlich ins Gebet genommen wurden. Also:

„Bozen, im Juni. Sie finden mich nach dem langen Winter wieder auf einer Blumenterrasse im Etischland, in einem schönen Garten bei Bozen. Hier am Vorbeerbusch träumt Schiller im bleichen Marmor, dort erhebt sich Goethes gebieterisches Haupt, und in der Geißblattlaube ist der verständige Nestor aus Prinz Zerbino aufgemalt, wie er im Garten der Poesie mit den Dichtern wortwechselt — alles freundliche Wahrzeichen, daß auch um diese letzte Stadt deutscher Zunge der deutsche Genius ein geistiges Band geschlungen habe, das sie dem großen Ganzen vereint. — —

Gegen die Höhe steigen, das liebliche Plateau umfassend, cyklopische Mauern auf, welche Weinlauben und Delbäume nebst manchem Belvedere tragen und sich in den grünen Buschwald verlieren, der die ungeheure Porphyrwand weich wie Sammet überkleidet. Aus den Ritzen dieser Steinlager wachsen wilde Opuntien empor, welche, so ärmlich sie herumkriechen, doch an die blauen Berge erinnern, die ihren Scheitel im jonischen Meere spiegeln. — —

Gehen wir jetzt aus der stillen Abgeschlossenheit unseres Gartens hinunter in die lauten Gassen der Stadt, welche die reichste, aber auch die heißeste ist in Tirol. — —

Die italienischen Landleute, die auf dem Markte sitzen oder unter den Lauben rasten, die italienischen Aufschriften über deutschen Waarengewölben, das offene Leben vor den Kaffeehäusern, die zerlumpte Jungen, die sich dienstfertig um den ankommenden Fremden drängen, und manches

andere erinnert, daß wir an den Thoren von Wälschland stehen. — —

Wir gehen nun schweigend etliche Gassen ab und verschwinden unvermerkt im Garten Meister Mosers des Gerbers, der nahe an der Pfarrkirche in einer Seitengasse liegt. — —

Der Garten ist zwar sehr schön zu sehen, aber in seinen vielen Reizen schwer zu beschreiben und daher erwähnen wir schleunigst, daß Meister Moser neben der Kunst des Häntegerbens noch, wie so viele seiner Landsleute, ein Geheimtalent, eine Liebhaberei zur linken Hand ausübt, vielleicht schon die zweite, wenn wir seine allerdings endemische Gartenmeisterschaft als die erste gelten lassen wollen — er ist nämlich ein vortrefflicher Schnitzer und zwar im Architectonischen. Da arbeitet er nun schon seit langen, langen Jahren an einer Weihnachtskrippe, welche die kunstreichste werden muß, die seit Christi Geburt errichtet worden. — —

Zur Zeit baut er an der Stadt Jerusalem, die den breiten Hintergrund der Krippe in nie gesehener Pracht und Herrlichkeit einnehmen wird. Slavische Nachahmung einer ohnedem schon längstvergangenen, schwer zu bestimmenden Wirklichkeit hat er dabei nie angestrebt — er handelt im Geist der altdeutschen Maler, die ja auch nicht gefragt, wie die heilige Stadt etwa ausgesehen. Sie malten sie in ihrer Sinnigkeit gothisch, wie Köln am Rhein, und so wird auch sein Jerusalem nicht das Jerusalem von Anno 1, sondern der Inbegriff und Ausbund

von allem Schönen und Großartigen, was die Baukunst, so weit sie dem Meister durch Selbstsehen oder bildlich zu Gesicht gekommen, bis auf den heutigen Tag geschaffen hat. Als er das Kunstwerk begann, hatte er lauter moskowitzische Ideen im Kopf, moskowitzische Ideen mit stark mohammedanischem Anflug, und er schnitzte Tempel und Burgen wie im Kreml, mit wunderlichen Thürmen und birnförmigen Kuppeln, über denen der rechthgläubige Halbmond prangt und mit Fenstern und Portalen wie an den Moscheen zu Konstantinopel. Dann besiel ihn aber eine gleiche Scheu vor Moskau wie vor Stambul; er versetzte sich mit jähem Sprung nach Italien und schuf im Geist Palladios etliche herrliche Paläste. Endlich — und dies ist die Einkehr ins germanische Bewußtsein und die späte, aber in unsern Zeiten unausbleibliche Manifestation seines boznerischen Deutchthums — endlich fieng er an, nach den Geheimnissen der altdeutschen Bauhütte zu forschen, und nun erstehen gothische Gebäude von unübertrefflicher Großartigkeit des Entwurfs und solcher Feinheit der Ausführung, daß sie ohne Wagniß selbst der kunstreichen Sammlung Herrn Kallenbachs, die wir seiner Zeit so sehr bewundert haben, an die Seite treten dürfen. Derowegen ist die Mosersche Krippe gewissermaßen auch eine Monographie des lokalen Volksbewußtseins im letzten Decennium und daher sogar für den denkenden Staatsmann vielleicht nicht ohne wichtige Belehrung; sintermalen sie zeigt, wie vor zehn Jahren etwa der Czar und der Großtürke mit ihren Siebensachen noch in abenteuerlichem

Wunderglanze vor dem innern Auge dieses Bozner Bürgers standen, wie dann sein Geist, zwar losgelöst von Kreml und Bosporus, doch noch immer schein vor dem Vaterland und seiner eigenen Kunst, einen Zug nach Wälschland machte, in den leichten italiischen Formen gleichsam den Uebergang suchend von phantastischer Barbarei zum heiteren Tieffinn der Heimat, bis dann derselbe Geist nach langem Irren im Lande der Väter sich selbst findet und durch die heimische Mutter Erde gekräftigt in ur schönen Ideen schöpferisch aufschlägt. So läßt der Meister also unter den moskowitzisch-türkischen Kuppelbauten und den italienischen Palästen altdeutsche Bauwerke sich erheben mit mystischen Spitzbogen, geschmückten Erkern und ragenden Mauerthürmchen, mit all dem zierlichen Ernst unseres Mittelalters, und vornehin an den Hauptplatz stellt er eine Residenz oder Königsburg, die dem Rathhause zu Brüssel oder sonstwo nachgedacht ist, in grandioiser Schönheit aufsteigend, mit einem Glockenthurm, der nach meinem Augenmaß verhältnißmäßig der höchste ist in Europa. Stellen Sie sich nun vor, daß nicht allein für diesen, sondern auch für zwölf andere der wichtigsten Thürme die Thurmuhren schon fertig sind, deren Hämmer auf tiefklingenden, harmonisch gestimmten Stahlfedern für Jerusalem verkündigen werden, wie viel es geschlagen hat, ungefähr so, daß die letzte kaum die ganze Stunde erledigt, bis die erste schon wieder das nächste Viertel durch die Stadt hallen läßt! — —

Hier nun erscheinen z. B. am Tag der heiligen Drei Könige die drei Potentaten aus dem Morgenlande mit

ihren Dekorationen auf der Brust, König Melchior, der Weißbart, von Arabien und Nubien; König Balthasar von Godelia* und Saba; Caspar, der Mohr, ein König von Tharfis und Egristylla, sämmtlich auf ihren Apfelschimmeln über den Residenzplatz courbettirend, nach Bethlehem zu, wo die neue Zeit in der Wiege liegt, voran die Läufer von Madian und Ephra, hinterdrein unendliches Gefolge, die Ritter auf schäumenden Rossen, das reisige Gefinde auf Kameelen, Elephanten und Milpferden; ferner Herodes auf dem Söller der gothischen Königsburg, umgeben von dem großen Cortege, von Hohenpriestern und Schriftgelehrten, Zeichendeutern, Astrologen, Wunderdoktoren, von Derwischen aller Art, Herodes, der konservative, etwas unangenehm berührt durch den Stern der Zukunft, der über dem Lande steht, gleichwohl aber die drei weisen Souveräne, welche ihm nachgehen, listig bekomplimentirend — auf den Balkonen der Palazzi halbmaskirte Contessen aus Judäa, welche mit der mohrischen Ritterschaft und einem hohen Adel aus Nubien kokettiren, unzähliges Volk von Jerusalem in den verschiedenen male-ri-schen Trachten, die es damals trug — dies Alles um Mittag betrachtet, wenn die dreizehn Thurmuhren nacheinander zwölf Uhr schlagen, während die hierosolymitanische

* Ueber die Gelegenheit dieser und der nächstgenannten Vändereien siehe: Gustav Schwab, die Legende von den heiligen drei Königen, von Johannes von Hildesheim. Stuttgart und Tübingen, 1822. F. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wachparade musicirend aufzieht und der Brunnen Davids in orientalischen Cadenzen niederplätschert — das muß ja wirklich sein um zu vergehen vor lauter Sehnsucht nach dem Morgenlande! — —“

Wenn sich nun der Leser an dieser harmlosen Schilderung genugjam ergötzt hat, so soll er auch des ritterlichen Widersachers dämonischen Donner vernehmen:

„Bozen, im August. |

Die Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 7. August Nr. 220 bringt einen Artikel aus und über Bozen, der bei allem Wortschwall nur wenig von dem sagt, was er am meisten und eigentlich dem Leser sagen will. In der Bosheit unseres Herzens wagen wirs, ihn an Klarheit und Deutlichkeit zu übertreffen. Es ist allzeit gut zu wissen, woran man ist. Der Verfasser dieses Artikels, der fast eben so reich an Bombast, als arm an Gedanken ist, sitzt im Garten des Doktors Josef Streiter auf den cyklopijchen Mauern der Belvedereterrasse. Vor ihm duftet ein Glas Terlanerflaichenwein und streitet mit dem Blumenduft in die Wette, das Gemüth des Schreibers in selige Trunkenheit zu versetzen. Inländer ist er keiner, er sagt es selbst, vielleicht mit mehr Wahrheit als Dr. Streiter als Recensent seiner eigenen Gedichte. In solchen Zauberlüften darf man auf einigen Anhauch der Poesie rechnen. Er schreibt zwar nur uns größtmögliche Honorar, aber die ganz eigene Poesie des Gartens macht ihn zu einem Deutschen von der kleinsten Zehe bis zum letzten Härchen seiner erhabenen Scheitel. Er ballt die Faust gegen das Wälschthum, gegen

die zerlumpten Buben auf den Gassen von Bozen, die ihn an Italien erinnern und an die blauen Berge am jonischen Meer. Vor solchen Gebärden und Traumsichten muß man Achtung haben. Also wir sind Deutsche! Im Garten des Doktor Streiter ward es dekretirt. Der Lorbeerbusch, ein Zweiglein in erster Kindheit, hat es vernommen, die Delbäume, alte Strünke mit sparjamem Laube, haben dazu geflüstert, die cyklopischen Mauern haben gezittert, als lehrte sich der unvergleichliche Prahler Polyfemos im Grabe um vor Schmerz, daß ihm noch keine Bildsäule errichtet worden ist. Es war ein Augenblick, wie wenige in der Geschichte Tirols. Schiller und Goethe und der reisige Nestor von Herrn Wienners trostlosem Pinsel waren Zeugen, daß wir zum großen Deutschland hinaus gehören, daß wir Tröpflein sind des härteißigen Germanenthums, wie es jetzt in einigen Blättern des jungen Deutschlands und abgelebter Blasirtheit spukt, wohlfeile Worte ohne That, Püppchen ohne Taufe, ein Marionettenspiel ohne Leben und Gesundheit. Die gothischen Thürme in der Weihnachtskrippe des armen Gerbers Moser, über welche der Schreiber die ganze Sündflut cyklopischer Weisheit ergossen, drunten in der engen Gasse, im dumpfen Stübelein, über der gährenden Handwerksstätte, haben mit ungemeiner Kühnheit endlich die wälsche Kunst besiegt und unsere verdampften Gemüther vom romanischen Sauerteige ausgefegt. Ständ' es nicht in der Allgemeinen Zeitung, wir müßten auf den ganz einzigen Hochgenuß einer so beipiellofen Lächerlichkeit verzichten.

Wir legen Verwahrung ein gegen Goethe, Schiller, Nestor und Mosers Weihnachtskrippe als Zeugen unserer Deutschtieit. Wir beweisen sie bündiger und kürzer. Während Goethe vor dem großen Korzen schweißwedelte, haben wir auf dem Berge Fiel unsere deutsche Nationalität blutig besiegelt. Wir ehren den Dichter, aber verachten den Mann, der ein so niederträchtiges Beispiel vor Deutschland gab zur Zeit, wo die Väter der jetzigen Touristen und Zeitungsschreiber nicht zu knirschen wagten über den Verrath der deutschen Sache. Unsere Väter sind ein freudiges Opfer dieses Kampfes gegen wälsche Uebermacht geworden, darum siedet uns vor Zorn das Blut auf, wenn diese blutscheuen Männlein vom Rhein und von der Fzar und von der Spree sich gebärden, als wollten sie bei unserem Leitenwein, im Dufte der Orangen und des Selbstlobes unsere Deutschtieit retten! Nicht einmal unsere Gärten öffnen wir den Bildsäulen Goethes und Schillers. Das thut blos Doktor Streiter für fremde Gäste. Wir fürchteten, unsere Kinder möchten uns fragen, ob diese Männer, deren Bilder sie umspielen, etwas gethan für die Befreiung Deutschlands, ob sie für die katholische Religion, unser höchstes Kleinod, gestritten in Wort und That, ob ihr Leben das große Gesetz der Sittlichkeit und Zucht geehrt. Wir müßten auf alle Fragen mit dem entschiedensten Nein! antworten, und das kindliche Gefühl würde die Thorheit der Väter ans Licht ziehen. Wir besorgten, unsere unschuldigen Kinder möchten im täglichen Verkehr mit dem Bilde Goethes nach seinem „Wertker,“

nach den „Wahlverwandtschaften,“ nach „Wilhelm Meister“ greifen und die Liederlichkeit einathmen in die Seele, wovon diese Werke übersprudeln.

Für uns gibt es kein Deutchthum ohne Katholizismus, keine Verbindung mit Euch da draußen ohne Oesterreich und namentlich keine Sympathie für Euch! Wir wollen unsere Gärten unentweicht besitzen in edler deutscher Treue für Gott, Kaiser und Vaterland. Und diesen Wahlspruch habt Ihr zur Etichscheibe Eures Wises gemacht, habt ihn für eine ideale Träumerei noch unlängst in der Illustrierten Zeitung* erklärt! Ihr seid positiv, das ist nicht zu läugnen. Ihr wollt uns germanisiren im nüchternsten, treulossten Zuschnitt. Statt auf die Kirche zu Rom und ihre Priester, auf den Kaiser und unser Recht zeigt Ihr auf Goethe, Schiller, Nestor und Mosers Weihnachtskrippe. Das charakterisirt Euch hinlänglich, das scheidet Euch von uns, wir können Eure Dienste leicht entbehren. Wir sind Tiroler, Oesterreicher und zuletzt erst Deutsche, aber nie in Eurem Sinne, damit laßt Euch genügen. Wir geben Euch noch Weizenbrot und Leitenwein und stattliche Hausmannskost, und Doktor Streiter öffnet Euch die cyklopischen Mauern seines Gartens. Was wollt Ihr mehr? Die Bewirthung war bisher in Tirol umsonst; am allerwenigsten sollt Ihr uns mit Euren Artikeln in der Allgemeinen Zeitung bezahlen. Diese Art Korruption ist uns noch ein Gräuel!”

* In einem mir unbekanntem Artikel.

Dieser Artikel ist derselbe, den mir Dr. Stotter damals in Ambras kredenzt hatte. In Meran bekam ihn nun Dr. Kolb zu lesen, den er zuerst durch seinen rohen Ton erbitterte, dann aber durch seine Eifersucht auf die beiden deutschen Dichtersürsten sehr sarkastisch stimmte, was sonst nicht seine Farbe war. Der Artikel ist von Bozen aus datirt und so sagte denn mein Freund: „Im Allgemeinen ist zwar die Lage von Bozen sehr günstig für Südfrüchte, aber ob hier das ästhetische Pulver erfunden wird, um Schiller und Goethe in die Luft zu sprengen, das scheint mir doch sehr zweifelhaft.“ Streiter dagegen fand sich durch die anzügliche Erwähnung seines Terlaners zu folgendem heiterem Epigramme veranlaßt:

Romeo! Du voll Andachtsgluten,
 Bist nun, ach, so tief gesunken!
 Schmähst die Flaschen gar, die guten,
 Die Du einst so gern getrunken!

Ich hatte schon in Ambras, als ich den Artikel vorgelesen, sofort erklärt, daß ich nun nicht mehr schweigen wolle. Ich hielt es für zeitgemäß, dem unermüdlischen Pasquillanten auch einmal eine Ehre zu erweisen, und dieser Vorstoß wurde mit fröhlichem Beifall begrüßt.

Derselbe Tag, der den feierlichen Einzug der Erzherzoge gesehen, der 20. September, sah mich Abends am Fenster des Postgasthofes, wo ich die aufgezogenen Schützen in ihrer Landestracht beschaute und deren Musik in ihren Landestönen belauschte. Schützen und Spielleute

waren nämlich auf dem „Sand,“ wie man die Ebene vor dem Posthaus nennt, festlich aufgestellt und ihre Waffen wie ihre Instrumente schillerten und spiegelten dämonisch in der Waberlohe der aufgepflanzten Pechackeln. Fast alle Fremden, Herren wie Damen, standen neugierig an den Fenstern, und was mich betrifft, so war ich eben beschäftigt, mit dem semitischen, aber hochgebildeten Fräulein Schl. aus Berlin, das neben mir auf dem Simsen lag, angelegentlich zu plaudern, als mich ein wohlwollender Finger auf die Schulter tippte und eine freundliche Stimme mich umzuschauen bat. Ich that es willfährig und da stand hinter mir — mein ritterlicher Freund Beda Weber, breitete die Arme aus und schickte sich an, mich herzlichst zu empfangen. „Sie hier, Herr Steub? seit wann? wie freu' ich mich!“ — So viel Liebe hatt' ich nicht erwartet! Ich war starr und schaute ihn eisig an, als wenn ich ihn nicht verstanden hätte. Außerdem wußte ich aber doch nicht recht, wie ich mich benehmen sollte. Das neugierige Fremdenvolk stand so eng um uns, daß für eine Herzensergießung gar kein Raum war. Ein einziges Wörtlein hätte mir einfallen sollen, eines aus dem neuen Testamente — es ist nicht lang und lautet: *Judas!* Eine sachliche Apostrophe hätte der uneingeweihte „Umstand“ jedenfalls nicht verstanden und mir nur den Vorwurf gemacht, eine unnütze und widerliche Scene veranlaßt zu haben. Deshalb blieb ich starr, wie wenn ich erfroren wäre. Er aber war sichtlich betreten, schien sich seiner Artikel zu erinnern und suchte dadurch

ein Gespräch herbeizuführen, daß er rasch nach einander allerlei Fragen stellte. „Ist Ihr Buch schon fertig?“ Nein! „Ist Dr. Kolb noch hier?“ Ja! Nachdem ich so ein paar Male Ja und Nein gesagt, ward es mir aber doch zu peinlich; ich drängte mich durch den Knäuel und ließ ihn stehen, wo er stand. Ich setzte mich dann wieder an den langen Tisch, wo alle jene zu finden waren, die an den Fenstern keinen Platz gefunden.

Nachgerade war aber in der „Postzeitung“ vom 20. September ein Artikel über die Sprachgrenzen in Tirol gestanden, natürlich zur Bekämpfung meiner Arbeit, welche, wie früher erwähnt, in der „Allgemeinen Zeitung“ erschienen war.

Diese Sache steht aber so: Das Bisthum Trient war bis zu Beginn unsers Jahrhunderts ein Stand des deutschen Reichs. Die Bischöfe waren fast immer aus deutschen Familien, ihre Domkapitel zur größeren Hälfte deutsch.

Der Adel wählte sich deutsche Prädikate und die Hofsprache war deutsch. Auch saßen viele deutsche Handwerker und Handelsleute in der Stadt, viel mehr als jetzt, da deren eine gute Zahl ihre Familiennamen ins Italienische übersezt und sich auch selbst italianisirt hat. Roveredo, das seine ganze Industrie den deutschen Ansiedelungen verdankte, nannte sich mit Vergnügen città austriacissima.

Außerdem waren aber am Anfange des Jahrhunderts im Trienter Gebiete, und zwar auf der linken Seite der Etsch noch viele deutsche Sporaden vorhanden, von denen

mittlerweise ein großer Theil verwässcht worden ist. Diese waren damals sehr verschollen und auch sehr wenige Quellen über sie zu erschließen. Einige Nachrichten verschrieb mir Streiter von den Bekannten, die er an Ort und Stelle hatte; anderes wurde aus Beda Webers „Tirol“ entlehnt, das ich in einer Note ein „vortreffliches“ Buch nannte, aber — freilich erst später — sehr unzuverlässig fand. Es versteht sich, daß diese bedenkliche Fundgrube immer getreulich citirt, und daß der Verfasser stets mit gebührender Ehrerbietung behandelt worden ist.

Was nun Trient, Roveredo, Riva und andere Städten und Flecken betrifft, so schlummerten sie nach dem Rückfall an Oesterreich den Schlaf der Gerechten bis zum Jahre 1840. Damals aber erschien eine Schrift des Professors Frapporti in Trient über die Geschichte des Trentino, die zuerst das Programm der Irredenta aufstellt, indem sie Trient und das ganze deutsche Tirol bis an den Brenner dem künftigen Königreich Italien zuspricht. Es laufen dabei, wie nicht anders zu erwarten, eine Menge Aberglauben mitunter. So hält der gelehrte Professor die Rhätier für die Stammväter der nachherigen Aلمانen und das Kap Finisterre verlegt er nach Finstermünz. Der Karte von Italien, welche ein gewisser Stucchi 1834 in Mailand herausgegeben, wirft er, obwohl sie die neuen Phantasiegrenzen bereits zu seiner Zufriedenheit verzeichnet, immerhin vor, daß sie Bruned nicht Brunopol und Mühlbach (beide im Pustertthale) nicht Milbacco nenne. Er halte es für seine Pflicht, jedem Italiener

die Schamröthe ins Gesicht zu treiben, der da glaube, Italien reiche im Norden nicht über die Veroneser Klause, der nicht wisse, daß die italienische Erde da begiune, wo die Quellen der italienischen Flüsse liegen.

Daneben bringt jede Seite einen giftigen Ausfall gegen die nordischen Barbari und es kann uns andere Germanen auch nicht trösten, wenn da zunächst nur unsere deutschen Brüder in Oesterreich und die Herren zu Innsbruck gemeint sein mögen.

„Nur aus der übermächtigen Gewalt der deutschen Grafen von Tirol und ihrer Keisigen ist es zu erklären,“ sagt der Professor, „daß sich die Bewohner des oberen Trentino* niemals italianisiren konnten — ein Umschlag, zu dem sie doch der italienische Himmel, die Bedürfnisse der Civilisation und des Verkehrs längst aufgefordert und gerufen hätten. Aber trotz alledem haben sie weder Gesichter (!), noch Manieren, noch die Sprache abgelegt!“

Das Spiel mit der *nazione madre*, mit den alten Römern, deren ebenbürtigste Söhne sich in Wälschtirol erhalten haben sollen, mit der Sehnsucht nach den Fratelli, die wohl wenig Glück bringen könnten, weil sie selbst keinen Ueberschuß haben, es ist dort wie Austern und Caviar ein Leckerbissen für die höheren Stände, für Gelehrte und Dichter, während die dortigen Bauern, wenn sie ihre Zustände mit den italienischen vergleichen, jetzt wie früher

* Nämlich der deutschen Gegenden von Sterzing, Brigen, Bozen, Meran und Malz.

sagen: Siamo contentoni! Wenn nun die Gelehrten und die Dichter, trotz ihrer deutschen* oder umgetauften Namen, sich für Enkel der alten Quiriten, für einen *some puramente latino* halten und sich in diesem großen Namen bespiegeln, so kann man darin allenfalls unschuldige Gelehrtengrillen und Dichterträume sehen, wenn sie aber behaupten, Tirol müsse, weil es einmal römische Provinz gewesen, wenigstens bis zum Brenner, „bis zu jenen Marken, welche die Natur selbst gesetzt,“ zum Königreich Italien gehören und Brigen, Bozen, Meran müßten, weil sie an „italienischen“ Flüssen liegen, italienische Städte werden, so ist das so abgeschmackt, daß jeder, der es kann, sich darüber lustig machen darf. Dieses habe ich denn auch versucht und manche Leser meinten, es sei nicht übel gelungen. Professor Frapporti, vielmehr seine Meinungen sind mit leichter Ironie, ohne verlegendes Wörtlein behandelt. Zu hoch patriotischem Zorne schien die Sache damals nicht geeignet, obgleich man zugeben muß, daß sie immerhin eine Zukunft hatte und jetzt schon merklich vorgeschritten ist. Haben wir doch vor wenigen Jahren erleben müssen, daß die uralte *contrada tedesca* in Trient aus Haß gegen den deutschen Namen nach einer naheliegenden Mariahilfs-

* Tommaso Gar, der liebenswürdige Bibliothekar zu Trient, später zu Neapel gestorben, dessen Vater aus Plattling stammte, wo Kriemhilde über die Donau gieng, war einer der feurigsten Agitatoren für die Vereinigung mit den Fratelli. Mehreres über die Namen in meinen Lyrischen Reisen, Kapitel Trentino 1 und 2.

Kirche in Contrada del suffragio umgetauft und daß auf dem dortigen Kirchhofe deutsche Grabschriften verboten wurden, obgleich im deutschen Tirol auf jedem Gottesacker italienische zu finden sind. Die Deutschen in Trient hatten kein Wort und keine That dagegen.

Unser Beda fand es nun für gut, auch in dieser Sache seine Meinung abzugeben, welche im Zusammenhange mit verschiedenen Dingen, die vorausgegangen, allerdings etwas sonderbar klang.

Wir haben schon früher gesehen, daß Beda Weber sich in solchen Sachen bald auf die deutsche, bald auf die wälsche Seite stellte. Seine Wahl hieng immer von dem ab, was die Andern thaten. Hätte Albert Jäger sich für Frapporti ausgesprochen, so hätte ihn Beda sicherlich auf die Finger geklopft; jetzt, da ein anderer, ein „Ausländer“ gegen den Propheten der Italiänissimi aufgetreten, mußte er diesen glänzend herausheulen. In jenem anonymen Artikel gesteht er selber zu, im Tirolerbote mit Rezensionen über Binamonti, Filos und Andere „zuerst das wälsche Element scharf angerannt“ zu haben, allein dies hinderte ihn nicht, nunmehr das deutsche Element ebenso scharf anzurennen und jene herunterzureißen, die einst auf seiner Seite gestanden. In seinem „Land Tirol“ beklagt er bei jeder Gelegenheit mit rührenden Worten den Untergang des Deutschthums in Wälschtirol und spricht von dem Bedauern, das die Edleren unter den Deutschen darüber empfinden; in seinem „Tirol und die Reformation“ verhöhnt er dagegen „die kindisch trotzigte Deutschthümelei“

und freut sich, daß das romaniſche Element, „die ſüddeutſche Nacht“ überflutet habe. Außerdem beruhte aber der Wechſel der Sprache dieſmal theils auf kleinlicher Eitelkeit, die ſich nach Beifall und Bewunderung ſehnte und der ſchönen Welt zu Bozen zeigen wollte, welch fürchterliche Keule man führen könne, theils auf dem Grimm gegen einen anderen Schriftſteller, der in Tirol ſeine Aufgaben ſuchte. Dieſen andern ſollte die Guillotine ſchrecken, allerdings eine unblutige, journaliſtiſche, die er zu Augsburg aufgeſchlagen hatte und als anonymen Henker ſelbſt bediente.

Ueber meine mehr erwähnte Abhandlung ſagt er nun auf vier Spalten unter Anderem Folgendes:

„Die Standarte der ſprachlichen Entzweiung iſt nun auch an der Etsch aufgepflanzt. — Die Behauptung, daß Italien urſprünglich bis an den Brenner gereicht, iſt ſeit Jahrhunderten von Trientner Gelehrten wiederholt worden. — Dem Ungelchick unſerer Tage blieb es vorbehalten, dieſe unſchuldige Gelehrtengrille in ein praktiſches Zerwürfniß auszubilden.“

Hierauf geht der Einſender auf verſchiedene kleine Fehden ein, die einſt zwiſchen den Hiſtorikern zu Innsbruck und denen zu Trient durchgeſtritten wurden, lauter Geſchichten, an denen ich ganz unbetheiligt war, und erzählt z. B., daß Graf Giovanelli, der gelehrte Bürgermeiſter von Trient, einſt eine Erweiterung der ſtändiſchen Repräſentation für das italieniſche Südtirol verlangt, daß aber Dr. Johann Schuler, als ſtändiſcher Archivar, die abſchlägige Antwort in ſo oberflächlicher Manier ver-

faßt habe, daß sie den Betheiligten wie Spott erklingen. Daran schließen sich sehr scharfe Ausfälle gegen Albert Jäger und den Gouverneur, welcher „eine schwachnervige Ruhmesgröße“ genannt wird, und endlich heißt es:

„Aus dem Munde der Fremden erscholl die Losung zum Kampfe fürs deutsche Element gegen die Wältschen im südlichen Tirol. — — Der Feldzug begann mit einem Aufsatze „Ueber tirolische Geschichte und Landeskunde,“ eingeständenermaßen von Friedrich Lentner, einem Baiern, der sich zu Meran gesundheitshalber aufhält. In demselben las man unmittelbar nach einem Bosannenstoße des freigebigsten Lobes für die deutsche Partei einen Angriff auf die Trientner Gelehrten und ihre theoretischen Versuche, Italien bis an den Brenner reichen zu lassen.*

* Diese gewiß nicht von Lentner, sondern nur von Beda verfaßte Stelle lautet:

Ehe wir einen sondernden Blick in das Treiben der italienisch-tirolischen Forscher thun, müssen wir eines seltsamen, fast ebenso ergötlichen als betrübenden Wesens oder Unwesens erwähnen, das unter diesen ehrenwerthen Männern geraume Zeit zu grassiren scheint, als eine Art gelehrte Krankheit. Wir meinen die Monomanie des Romanisirens, von der eine zahlreiche Partei — wir möchten sagen alle neueren Historiographen — befallen ist. Vermöge dieser bemühen sie sich sämmtlich, den trockenen Boden vorsündflutlicher Geschichte bis zu dem Schlamm der Völkerwanderung zu sondiren und mit beliebiger Deutung der dunkelsten Stellen schlechtunterrichteter Klassiker, wie auch mit dem leichtfertigen Haschen nach italienischen Gleichklängen in Namen den Grundfaj anzustellen, alles Tirol bis zum Brenner

Diese Doppelhuldigung wurde am Inn zu hohen Gnaden aufgenommen. Frappanti, Perini und Pinamonti, das verhaßte Kleeblatt, waren darin so oberflächlich und schief abgefertigt, daß man zweifeln mußte, ob der Verfasser ihre Werke auch nur gelesen."

In diesen Worten steckt eine Perfidie, die noch über seine kühnsten Leistungen dieser Art hinausgeht und wirklich studirt, ja bewundert zu werden verdient. Es ist also dieselbe, von ihm und F. Lentner verfaßte Abhandlung „Ueber tirolische Geschichte und Laudeskunde," die er in seinem Briefe vom 14. März mit dem Bemerkten erwähnt, daß ich für deren Verfasser gelte, daß er aber dies nicht glaube; es müßte ihn denn sein sonst so richtiger Spürsinn täuschen. Hier sagt er nun, sie sei von

und drüber hinaus sei gut römisch und alle Bewohner römische Abkömmlinge, denen das deutsche Barbarenthum aufgedrungen worden, die man also zu einem dereinstigen panitalischen Reiche nicht laut und oft genug anticipando reklamiren könne. Die Herren entschlagen sich bei diesem patriotischen Bemühen, selbst mit Hintansetzung ihrer gelehrten Grandeza, jedweder soliden Beweisführung und greifen zu Kunststücken, die mitunter sehr unterhaltend erscheinen würden, wenn nicht dadurch dem Wahren und Anstrebenswerthen in der Wissenschaft ein bedauerlicher Schaden zugienge. Die Kräfte der Romanisten würden viel Dankenswertheres fördern, wenn sie dem aschgrauen Alterthumswesen entfagen und ihr brachliegendes Mittelalter bearbeiten wollten, das unererschöpfliche Quellen bietet, aus denen ein Trunk schmackhafter und belebender sein wird als von dem halbvertrockneten Raß der ausgegrabenen antiken Amphoren.

Friedrich Lentner, was aber, wie wir oben gesehen, auch nur halbwegs der Fall ist. Er beruft sich hämisch genug auf Lentners Eingeständniß, als ob dieser durch Torturen gezwungen worden wäre, ihm etwas einzugestehen, was doch gemeinsames Erlebniß war. Ferner wirft er diesem die oberflächliche und schiefe Abfertigung des verhaßten Kleeblattes vor, die er, Beda, doch selbst geschrieben. Endlich schließt er mit einer Wendung, die man allerdings ihres Witzes wegen loben möchte, mit den Worten nämlich, daß man zweifeln müsse, ob der Verfasser jene italienischen Schriften auch nur gelesen, denn er mußte allerdings ganz genau, daß Lentner sie gar nicht angesehen, weil er ihm selbst deren Lektüre abgerathen hatte.

Also einige Zeit vorher schreibt er gerade wie Albert Jäger gegen „die harmlosen Gelehrten von Trient,“ dann sucht er, um gegen uns beide Front machen zu können, sich selbst aus dem Spiele zu ziehen, seinen unschuldigen Mitschuldigen als den fremden Störefried zu prostituiren und auf sein eigenes Nachwerk, das er diesem unterschiebt, vom hohen Roß herunterzuhauen — das thut ihm nicht leicht einer nach.

Darauf schenkt Anonymus auch mir einige injuriöse Zeilen, mit denen ich aber den Leser nicht behelligen will, und sagt dann, an dem ganzen Sprachlärm sei nichts wahr als die kränkende Behandlung der Wälschtiroler, welche von dem gelehrten Nordtirol und der „Fremdenlegion“ eifrig betrieben werde. Die Regierung begreife, daß die Redner fürs tirolische Deutschthum nicht eben

allezeit auch für Oesterreich eifern — eine von jenen kleinen Denunciationen, die der ritterliche Gegner nicht gerne unterließ. Nach diesem preist er, wie gewöhnlich, die „Tüchtigkeit seiner Gesinnung,“ den anonymen Muth, in dieser Sache die volle Wahrheit gesagt zu haben, und findet am Ende auch einen Schluß.

Derjelbe Beda Weber schlüpfte aber im April 1848, als die Wälschtiroler sich loszureißen drohten, wieder mit größter Behendigkeit in seine patriotische Tirolerjoppe und schrieb, ohne ein Wort der Anerkennung für die, denen die Thatfachen Recht gegeben, mit gewohnter Emphase: „Trient, dessen Vuhlschaft mit dem Verrath am Po seit längerer Zeit und in den letzten Stadien des Preßzwanges sogar offiziell abgeläugnet wurde, hat die Maske so gut als abgeworfen und steht in einem sehr unbeneidenswerthen Licht vor den deutschen Augen.“

Die schmähfüchtigen Artikel des Mystikers von Meran waren aber in Tirol nicht unbeachtet geblieben. Die anständigen Leute erwarteten eine endliche Antwort darauf. Es sei ein Verdienst um Tirol und seinen guten Ruf, den „Strauchdieb und Buschklepper,“ wie er Andere genannt, einmal ordentlich abzufertigen, den feigen Anonymus, „der ganz Tirol an den Pranger gestellt,“ der alle ihm lästigen Inländer und zuletzt noch einen sehr unbedenklichen Fremden in der „Tüchtigkeit seiner Gesinnung“ so rüpelhaft abgerauft hatte. So gab ich denn jetzt nach allen diesen Angriffen, wie ich in Ambras vorausgesagt, eine Bertheidigung ab. Sie erschien am 10. Oktober in der

Allgemeinen Zeitung als Anhang zu einem dritten Artikel über die Sprachgrenzen in Tirol. Es wird genügen, wenn wir hier nur den Schluß dieses Nachtrags mittheilen. Er lautet:

„Dieser Mensch wird nie am Sonnenlicht erscheinen. Ein maskirter Bravo wirft die Larve nicht ab. Aber der Wahlspruch: *Kaí πρωχός πρωχῶ φθονέει καὶ ἀοιδός ἀοιδῶ* (sigulus sigulum odit) entschuldigt keine Niederträchtigkeit, nicht die Feigheit seiner Denunciationen, nicht den Cynismus der Leidenschaft, wie er ihn zur Schau trägt gegen seine Landsleute und gegen den Fremden, der ihn nie, nirgends und durch nichts provocirt. Er hat nichts zu thun auf einem Felde, wo er keine andere Aufgabe findet als Männer zu verleumdern, die er beneidet, Personen zu loben, die er geringschätzt, Institute zu preisen, die ihm gleichgiltig sind, und der eigenen Eitelkeit genugzuthun, die ihm Alles ist. Wenn er spürt und fühlt, daß die Maske schon nicht mehr ausreicht, um den Scheitel ganz zu decken, so möge er in diesen muthwillig verschuldeten Seelenleiden an die Brust klopfen und zum Bewußtsein kommen, daß sich Religion und Vaterlandsliebe nicht verwenden lassen zum Deckmantel für literarische Rache und zur Frohne für den Dünkel einer Provincialcelebrität, die schon lange nichts mehr zu verlieren hat. Für ihn keine Rettung als Wiedereinkehr in sich selbst; dazu für ihn nichts förderlicher als Versenkung in den Geist jener frommen „Lieder aus Tirol,“ die uns lehren, wie durch Betrachtung der Kreuzeswunden und der Auf-

ersthungswonnen irdischer Haß und Neid zu überwinden und wie durch die Läuterungsflammen der Gottesliebe der Mensch schon hienieden sich verklären könne. Diese geistliche Muse sei fortan seine einzige Führerin — alle weltlichen Egerien, so unschuldig sie zu locken scheinen, werden ihn nur zu Schanden führen.

Meran, 1. Oktober 1844.

Dr. Ludwig Steub.“

Diese Ansprache blieb in Tirol auch nicht unbeachtet. Alle anständigen Leute nahmen sie wie die Erlösung von einer Landplage auf. Zu Meran im Kaffeehause wurde sie öffentlich verlesen, von mehreren auch abgeschrieben. Die angesehensten Herrn und Frauen gratulirten dem Verfasser auf der Gasse, namentlich deswegen, weil er den Artikel mit seinem Namen unterzeichnet, während der andere wie ein „Strauchdieb und Bujcklepper“ nirgends zu finden sei. Es fehlte auch nicht an Toasten, wie sie damals in Tirol noch selten ausgebracht wurden.

Der Artikel war am 14. Oktober angekommen; am 15. gieng ich nach Lana, wohin mich Streiter bejchieden, da er an diesem Tage dort als Rechtsanwalt zu thun hatte. Ich darf wohl sagen, daß er mit meiner Leistung sehr zufrieden war. Ein anderer Advokat von Bozen behauptete dagegen, er und die Bozner hätten den Artikel überhaupt nicht verstanden, da man bei ihnen zu Hause die Herrn von Giovanelli und nicht den Mystiker von Meran als die tirolischen Zuträger der Postzeitung ansehe.

Als ich Abends nach Hause kam, hörte ich die überraschende Nachricht, Gubernialrath von Kern sei heute angekommen, da gewesen und da er mich nicht gefunden, mit Pater Beda auf die Töll (Wirthshaus, anderthalb Stunden von Meran) gefahren. Ersteres dünkte mir sehr angenehm, letzteres sehr spannend.

Am andern Morgen erschien dann der muntre Gubernialrath auf Besuch bei mir, begrüßte mich als: „Sie böjer Herr!“ und erzählte, er habe gestern, da ich in Lana gewesen, seinen alten Freund und Gönner Beda Weber zu einer Spazierfahrt auf die Töll geladen, weil er geglaubt, ihm in seiner literarischen „Trübbial“ einige Erheiterung gewähren zu sollen. Uebrigens habe derselbe meinen Artikel zu jener Stunde noch nicht gekannt; er dagegen habe ihn mit denen in der Postzeitung aufgezogen, der große Mann zwar nichts zugestanden, aber sich immer wieder verredet und sehr lebhaft für seine literarischen Erzeugnisse gekämpft, namentlich behauptet, gegen den Scrippenartikel habe etwas gesagt werden müssen. „Der konservative Herodes“ —

„Der konservative Herodes?“ — fiel ich ein. „Da müßte man doch erst wissen, ob der Herr von Giovanelli den Artikel gelesen, den Herodes auf sich bezogen und sich darüber geärgert habe? Jedenfalls hat er die Revanche nicht dem Pater Beda übertragen und warum tritt dieser als Champion auf für einen Menschen, den er doch so gründlich haßt?“

Nun' erzählte der Gubernialrath, er habe in Bozen

auch den alten Herrn gesehen und dieser sei sehr aufgebracht über mich. Er wolle Ruhe im Lande; ich aber hätte gesagt, wenn die Herren von der alten Mode glaubten, es sei jetzt aus, so seien sie auf dem Holzwege; es gehe jetzt erst recht an! Es braucht kaum angedeutet zu werden, wer mir diese Worte in den Mund gelegt. — Ich erklärte mich aber sehr nachdrücklich gegen das nichtswürdige Geträtsch. Die Unruhe im Lande, wenn man sie nicht lieber Leben und Bewegung nennen wolle, gehe von den Poetischen Regungen, von Professor Jägers Vortrag und von den Artikeln der Postzeitung aus und ich habe mit diesen Leistungen gar nichts zu thun gehabt. Meine Arbeiten über den Bregenzer Wald, über die Sprachgrenze, über die Moserkrippe seien, wenn nicht zu Ehre und Preis des Landes, so doch durchaus friedfertig und harmlos. Es sei gar nicht zu begreifen, daß über sie „etwas gesagt,“ daß sie feindselig traktirt werden mußten. Jeder Unbefangene sehe doch ein, daß nur der Penny-a-liner der Postzeitung den Unfrieden ins Land gebracht. Ich hätte kein andres Verlangen, als ungestört zu bleiben und meine Arbeit in Ruhe zu vollenden.

Der Gubernialrath gieng hin und her, zum Landrichter, zum Bürgermeister, auch noch einmal zu den Benediktinern. Als wir uns wieder sahen, hatte er auch den mythischen Helden wieder gesehen. Diesem war aber mittlerweile mein Schriftstück vor Augen gekommen und hatte ihn durch seine Wahrhaftigkeit tief ergriffen und erschüttert. Doch besaß er noch so viele Consistenz, um

abermals zu behaupten, er sei nicht der Verfasser der vielberufenen Artikel; er allein sei der Verfolgte; es sei unedel, daß ich unter meinem Namen aufgetreten; dadurch hätte ich die Waffen ungleich gemacht! — — An Allen sei übrigens Streiter schuld und diesem bei seiner Leidenschaftlichkeit auch Alles zu verzeihen — jetzt eine seltsame Ansicht, nachdem er seinen ehemaligen, längst ganz schweigsamen Freund neuerlich vier oder fünf Mal durch die Spalten seines Lieblingsblattes geschleift!

Als Herr von Kern des Nachmittags noch einmal ins Gymnasium gieng, um den Professor nach Verabredung zum Spaziergange abzuholen, trat ihm der Superior entgegen und sagte, Vater Beda lasse sich entschuldigen — er sei zu Schiff nach Frankreich! — — — Er war angeblich nach Bozen, aber in Wirklichkeit nach Kaltern gegangen, wo damals noch einige Herzen schlugen, an denen er ausruhen und sich erwärmen konnte.

Des Tags zuvor hatte der Superior während des gemeinsamen Mittagstisches, da der Märtyrer mit dem Gubernialrath auf der Töll war, den Artikel ausführlich vorgelesen. Pius Zingerle sagte darnach: „Es ist schon hart, wenn man so heimgesucht wird!“ Aber für den Märtyrer erhob sich nicht eine einzige Stimme; sie gönnten ihm alle die Zurechtweisung.

Da der Gubernialrath um den verabredeten Spaziergang mit dem großen Mann gekommen, so war er so freundlich, mich dazu abzuholen. Wir giengen zusammen nach Schloß Winkel, genoßen dort der herrlichen Aussicht

und tranken wahrscheinlich auch ein Glas Wein dazu. Dann nahmen wir miteinander das Abendessen im großen Saale der Post, wo sich auch der Herr Landrichter und andere Honorationen einfanden. Es war natürlich wieder viel von den letzten Begebenheiten die Rede. Der Gubernialrath meinte in seiner heitern Art, Beda Weber komme ihm vor wie ein Wasserfall, der von Fels zu Fels stürze, aber nie sich in ein Becken sammle, so daß auch schmackhafte Forellen wachsen könnten. — Nach langer, munterer Unterhaltung nahmen wir den herzlichsten Abschied.

Unterdessen war Streiter, der nach der Tagsfahrt in Lana eine andere in Schlanders abgewartet hatte, auch wieder in Meran eingetroffen. Da wurde ihm nun, ehe er nach Bozen abfuhr, ein Brief übergeben, den ihm jener früher erwähnte Mathias Koch, der nun ebenfalls sich nach Meran gezogen, aus eigenem Antriebe geschrieben hatte. Er sei, sagte er, bei Beda Weber gewesen und könne nun bei seiner Menschenkenntniß bestimmt versichern, daß nicht dieser der Verfasser. Derselbe betheure seine Unschuld mit aller Aufrichtigkeit und behaupte, das ganze Wirrsal rühre aus einer Kombination der Jesuiten, welche durch die fraglichen Artikel die Freunde entzweien wollten, (die ja schon seit zwei Jahren gründlichst entzweit waren!). So seien wir denn nur die Dupes verborgener Dritter. Beda Weber sei gesonnen zu schweigen, da dem Dr. Steub nicht beizukommen; er glaube aber, es helfe nichts, da das „Ausland“ schon erklärt habe, es wolle nicht nachgeben (!!).

Um dieselbe Zeit schrieb derselbe Mathias an Dr. Schuler zu Innsbruck:

„Da Beda feierlich gegen alle Zumuthung protestirt, da Ihr keine andern Beweise als Vermuthungen habt, und letztere doch täuschen können, so glaube ich allerdings, Beda habe keinen Artikel in der „Postzeitung“ fabricirt, und sehe in den öffentlichen Anschuldigungen einen gewaltigen Mißgriff. Natürlich begnügte ich mich nicht mit Bedas Ablehnung, sondern stellte die Frage, wenn Du nicht der Verfasser bist, wer ist es sonst? Wie kamen alle diese Artikel in die Postzeitung? — Auch hierüber gab er mir befriedigende Aufschlüsse. Jedes Jahr, sagte er, kommen Fremde nach Tirol, welche sich genau um die Landesangelegenheiten erkundigen und in München darüber schreiben. Er sei überzeugt, daß alle Artikel der Postzeitung dort fabricirt worden seien und Tiroler gar nicht zu Verfassern haben.“ (!!!)

Der gute Mathias scheint nicht bemerkt zu haben, daß die „Kombination der Jesuiten“ und die journalistische Werkstätte in München sehr schwer oder gar nicht zu vereinigen waren.

Ein andermal, etwas später, ließ der Mystiker einen Vertrauten in Meran, den einzigen, den er hatte, aussprenge, er habe bereits eine Erklärung in die Allgemeine Zeitung und den Tiroler Boten gegeben, des Inhalts, daß er nicht der Autor der fraglichen Artikel und Dr. Ludwig Straub so lange ein Verläumder sei, bis er ihm seine Autorschaft bewiesen habe. Auch diese wohlgemeinte Erklärung ist unterblieben.

Der Nachtheil der mystischen Studien zeigt sich grade in diesen Mathias-Briefen. Nachdem der Meister seine Landsleute so oft mit seinen fliegenden Franziskanern und andern Mirakeln unterhalten und diese nicht widersprochen hatten, so war er trotz der „Tüchtigkeit seiner Gesinnung“ dermaßen an die Lüge gewöhnt und über ihren Erfolg so sicher, daß er nur irgend eine beliebige Fabel, wie früher die Autorschaft der Polizeihoffstellen, der Herren von Giovanelli, seines theuern Vertha, so jetzt die der Jesuiten oder der Stadt München lanciren zu dürfen glaubte, um überall Gläubige zu finden. Er mußte lügen und konnte gar nicht mehr anders. Für Herrn Mathias hatten wir damals natürlich nur ein Lächeln der Nachsicht.

Andern Tags besuchte mich Herr Bürgermeister Haller. Er bedauerte die Trübsale sehr tief und schien von Bedas Unschuld fest überzeugt. Ich sagte, wenn dem so sei, so brauche dieser ja nur mit einer Zeile, aber mit seinem Namen in der Postzeitung zu erklären, daß er mit den fraglichen Artikeln nichts zu thun habe; dadurch würde sich das Blatt augenblicklich wenden, er der Sieger, ich der Geschlagene werden. Seine Feindseligkeit gegen mich sei allerdings um so seltsamer, als er mich ja äußerlich immer als seinen Freund behandelt, mich neulich auf der Post bei einem Haar umarmt habe! u. s. w.

In der That waren noch manche Unbefangene sehr unsicher, ob ich wirklich den Punkt hinausgeschossen, und warteten daher mit wachsender Spannung auf eine offene Ablehnung des „Unschuldigen.“ — Da sie aber in acht,

in vierzehn und auch in spätern Tagen nicht erschien, so schlofen denn doch allmählich alle Zweifel ein. Uebrigens kam damals zu Meran aus dem Gymnasium die Nachricht, der Prälat von Marienberg habe den Pater Beda aufgefordert, sich über seine Auctorität zu erklären, und dieser habe sie unter Verpändung seines Priesterwortes schriftlich abgeläugnet.

XVII.

Die letzten Tage in Tirol.

Indessen hatten die Freunde und Freundinnen zu Kaltern unseren Flüchtling in vierzehn Tagen doch wieder so zusammengeslickt, daß er einen Artikel erzeugen konnte. Dieser war seit dem 20. November in der gewohnten Bude zu haben. Der Verfasser behandelt sich da nach der alten Methode als den Unschuldigen, den Gekränkten, als den Märtyrer. In allen deutschen und schweizer Blättern werde Beda Webers Name stets mit einer Bitterkeit genannt, die hinlänglich zeige, welche Hoffnungen man auf ihn gesetzt. Er werfe mit Freuden die Feder weg, wenn die Herausforderungen aufhörten. Dann heißt es weiter: „Steub's Angriff galt eigentlich mir, dem Verfasser der wichtigsten Artikel über Tirol in der Postzeitung, und ich kann dem Dr. Steub versichern, daß ich trotz seiner etruskischen Weisheit von Beda Weber wesentlich verschieden bin. Den Icktern zu vertheidigen, fällt mir nicht ein.